

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 76 (1996)
Heft: 12-1

Artikel: Merlin oder das Flimmern in der Kultur : Überlegungen zur Idee der Vermittlung am Ende des 20. Jahrhunderts
Autor: Görner, Rüdiger
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-165555>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MERLIN ODER DAS FLIMMERN IN DER KULTUR

Überlegungen zur Idee der Vermittlung am Ende des 20. Jahrhunderts

Fasst man das Panorama dieses Jahrhunderts? Vom Futurismus bis zum Holocaust, von der Russischen Revolution bis Hiroshima, vom Surrealismus bis zur Diktatur der ideologisierten Wirklichkeit. Man schickt sich an, diese Substanzauflösung im Ideellen aufzufangen, teils durch eine Renaissance des Religiösen, teils durch funktionale Vernetzung angeblicher Interessenpolitik. Doch allenthalben fällt das Pseudohafte, Künstliche solcher Versuche ins Auge.

*Kommt der letzte Schrei – le dernier cri – vor oder nach den letzten Dingen?
Wolfgang Hildesheimer, Nachlese (1989)*

Am Anfang und am Ende dieses Jahrhunderts stehen, glaubt man der Literatur, die Nervösen, Überspannten, die selbstquälerisch Veranlagten und von der Geschichte Überholten. Sie wirken orientierungslos, traumatisiert. Beständig verabschieden sie sich, ohne wirklich zu gehen. Schon 1921 hatte *Guillaume Apollinaires* lebendig begrabener Zauberer Merlin eine dazu passende Szenerie entworfen:

«Ich besuchte leere Städte und verlassene Katen. Ich sammelte die Kronen aller Könige und machte daraus das unbewegliche Werkzeug der geschwätzigen Welt. Goldene Schiffe, ohne Matrosen, zogen am Horizont vorüber. Riesige Schatten erschienen auf den fernen Segeln.»

Das Ich in Kehraus-Stimmung. Es plündert die steril gewordene Kultur und sammelt mit unsichtbarer Hand Relikte der Macht, flimmernde Zeichen einer verbrauchten Kultur, um mit ihnen zu zaubern. Was bleibt, sind Todesahnungen, die «Schatten» auf den Segeln, die Menetekel der Zukunft.

Wovon aber verabschiedete sich Apollinaires Zauberer Merlin? Von Zusammenhängen und Traditionen, noch nicht aber von seiner Kunst. Indem er zauberte, entzauberte er den Schein der Welt und reduzierte die Traditionen auf ihren entseelten und geschichtslos gewordenen Dingcharakter. Dieses Zaubern galt jedoch Merlins

eigener Unterhaltung. Seine Kunst vermittelte nichts mehr. Die Postmodernen könnten diesen Merlin ihren Ahnen nennen; nur fehlt ihnen sein Geheimnis, das Mysterium, das ihn – trotz aller Vergeblichkeit seines Zauberns – umgab.

Merlins Zaubern verstärkte die Endzeitstimmung. Dem Aufbruchpathos seiner Mitwelt misstraute er. Er war dem Abschied nicht voran, sondern befand sich mitten in ihm. Er kannte keine Dogmen, vielmehr gehörte er zu den Sammlern von Überresten und befand sich stets auf der Jagd nach Impressionen, ohne deswegen Impressionist gewesen zu sein. Weder gebärdete er sich als Spenglerianer noch als Pessimist. Er blieb sich treu als Verschwindekünstler – ein Sonderling im Zeitalter der Ideologien.

Ein halbes Jahrhundert später, und die Postmoderne konnte es sich leisten, die Ideologen zu Sonderlingen zu erklären. Fluxus hiess das neue Zauberwort, dauerndes Fliessen, Chargieren, Spielen um des Spielens willen, Dekonstruktion als amüsante Form der Kreativität. Aus dem Denken ist ein Oszillieren zwischen dieser und jener Meinung geworden. Alles bot sich zur Dekonstruktion an; nur der Dekonstruktivismus selbst hat sich ihr mit Erfolg entzogen.

In diesem Klima erfolgte die Wende. Im Osten waren die Würfel gefallen; im Westen verschwanden sie bald wieder im Knobelbecher – und man meinte, unverdrossen weiterspielen zu können. Während der Osten den Pulsschlag der Geschichte spürte, hielt sie der Westen nur für künstlich beatmet.

Nun hat uns das Nationalstaatspathos wieder, und wir stehen zwischen postmoderner Beliebtheit und virulentem Neodogmatismus – gleich welcher Couleur –, zwischen Spielerei und Prinzipienstreit. Die einen beschwören die Solidargemeinschaft, die anderen sehen bereits eine «atomisierte Gesellschaft autonomer Individuen» (Ulrich Blum) am Werk.

Man spricht inzwischen in manchen Kreisen sogar wieder von Zukunft, von Perspektiven, vermeidet aber peinlich befangen das Visionär-Utopische. Statt dessen sieht sich der Gründergeist mancherorts rehabilitiert. Man will zu neuen Zusammenhängen vordringen; doch überlässt man sie zumeist computeraler Vernetzung.

Soviel «Neo» war nie. Nur – was ist das «Neue»? Mehr als ein schlechtes Imitat des Gehabten? Wer allzu grosszügig diese Vorsilbe «Neo» bemüht, sollte übrigens bedenken, dass es auch eine Neotenie gibt, ein unvorhergesehenes Stehenbleiben einer Entwicklung im Larvenzustand.

Dauerzeugen des Weltgeschehens

Wieder einmal gehen sie um, die Vergangenheitsbewältiger, die Relativierer der Geschichtslast. Und gleichzeitig sind die Verklärer am Werk. Altlinke im bundesdeutschen Westen etwa können inzwischen sogar Adenauers Rheinrepublik romantisieren, während mancher ehemalige Genosse im Osten bereits beteuert, dass nirgends üppigere Kletterrosen gewachsen seien als an Ulbrichts und Honeckers Stacheldrähten und Hochspannungszäunen. Das sind Symptome einer grossen Überforderung. Wir fühlen uns überbürdet vom Schritt-halten-Müssen mit Ereignissen und Entwicklungen, die längst an uns vorbeigegangen sind. Aschenbachhaft ist es dem Menschen an der Schwelle zum nächsten Jahrtausend zumute – entgegen aller Werbebilder vom dynamischen, sanft gebräunten Erfolgsmenschen mit transportablem Welttelefon, Electronic-Mail-Anschluss und artifiziell gestyltem Äusseren.

Problemlösungen sind zu einer Frage permanenter Improvisationen geworden. Von dauerhaften Lösungen kann kaum noch die Rede sein, allenfalls von Krisenmanagement und schnellen Eingreifereinheiten. Man hangelt sich von einem Pro-

blem zum nächsten und «bewältigt» es am besten gemäss des allabendlichen Umschaltverfahrens vor dem Bildschirm: Per Fernbedienung simulieren wir wahlweise Betroffenheit oder Abschiede von diesem und jenem vorgeführten Fall. Beim Weltgeschehen sind wir Dauerzeugen bei gleichzeitig rapide abnehmender Einsichtsfähigkeit.

Von der Bilderflut überreizt sind wir in Wahrheit abgestumpft und nehmen kaum noch wahr, wenn es um tatsächlich existentielle Anliegen geht. Aus der Aufklärung ist inzwischen Abgeklärtheit geworden, schwerlich ein Zustand, in dem es zu einer werteorientierten Toleranz kommen kann.

Was braucht es in einer solchen Situation? Heiligen Zorn dostojewskischer Prägung? Es ist bemerkenswert, dass gerade die russische Gegenwartsliteratur eben damit aufwartet – in Gestalt des vom *furor poeticus* offenbar beseelten *Wladimir Sorokin*, zu dessen Credo die These gehört, dass nicht nur Gott, sondern auch der Mensch tot sei; nur habe dieser es noch nicht bemerkt.

Ist das Ausdruck eines abgrundtiefen Zynismus oder eines wütenden Suchens nach metaphysischer Wahrheit? Oder bräuchten wir eher etwas Apollinareschen Merlin in uns, *etwas* von seiner Kunst, sich unauffällig zu machen und doch zu wirken, *etwas* von seiner zaubrischen Nüchternheit, die ihn befähigte, die Zeichen der Geschichte zu deuten, *etwas* von seinem Vermögen, Spielraum zu gewinnen, ohne in ihm verspielt zu werden? Ist es nicht an der Zeit, zu unserer eigenen Sensibilität zurückzufinden, ohne dass daraus ein steriler Betroffenheitskult entstünde?

Kulturkritik kann zumindest dabei helfen, diesen Spielraum zu vergrössern und die Sensibilität zu intensivieren, eine Kulturkritik wohlgerichtet, die mit dem Widersinnigen der Verhältnisse rechnet und nicht mit dialektischen Erklärungsvorgaben operiert; eine Kritik, die das Auratische und Erratische in der Kultur zu reflektieren versteht sowie Auflösungserscheinungen und unverhoffte Substanzgewinne, die mit Gleichzeitigkeiten von gegenläufigen Entwicklungen rechnet und zähen Restbeständen an Tradition und Bewusstsein sowie mit plötzlichen Funken, mit der Glut unter der Asche der abge-

.....

Ist es nicht
an der Zeit, zu
unserer eigenen
Sensibilität
zurückzufinden,
ohne dass daraus
ein steriler Be-
troffenheitskult
entstünde?

.....

brannten Epochen, die ein unerwartet aufkommender Wind entfachen kann.

Ein neuer Journalismus der Sensibilisierung

Das Flimmern an den Rändern der Kultur verlangt immer auch eine artistische Kritik, die selbst Werk wird, Zeugnis ihrer Zeit und – durchaus im Sinne *Friedrich Schlegels* – ein eigenständiger Kulturwert.

Periodisch hat man in diesem Jahrhundert europaweit eine neue kritische Kultur, sprich: einen niveauvolleren Journalismus gefordert: *Hofmannsthal* um 1910, *T. S. Eliot* um 1946, *Havel* nach der Wende, einen Kulturjournalismus, der sich um Vermittlung bemüht, um die Entschärfung nationaler Gegensätze und ideologischer Positionen, eine journalistische Kultur der Sensibilisierung, nicht Sensationalisierung.

Keine Vermittlung ohne Kritik. Keine Kritik ohne vermittelnde Intentionen des Kritikers. Doch wie ist es um diese kritische Vermittlung tagtäglich bestellt?

Wir leben im Zeitalter der Stichwörter, der Metonymien: Islamismus, Ozonloch, Mururoa, Sarajewo. Das Durchdenken der mit diesen Worten verbundenen Probleme hängt von den Sendezeiten ab. Show- und Talkmaster jonglieren mit ihnen, als ginge es um nichts. Von Werbespots und dem Applaus eines bestellten Publikums unterbrochen, talkt man sich von Platitüde zu Platitüde. Die reisserische Überschrift, die gezielte Übertreibung besorgt dazu im Zeitungsfach den desinformierenden Rest.

Die Hauptthemen, mit denen sich in Wort und Bild jonglieren lässt, lauten: Das Verhältnis zwischen islamischer Welt und dem teilsäkularisierten Okzident, zwischen den sich renationalisierenden und mithin radikalierenden Teilen multikultureller Gesellschaften und zwischen der flächenbrandgleichen Verarmung der Vierten Welt und dem hybriden Wachstum in den postindustriellen Gesellschaften.

Stichwort Islam. Weder kann es angehen, den Islam auf die von gewissen Ayatollahs ausgesprochene *fatwa* zu verkürzen noch, umgekehrt, die *fatwa* mit dem Hinweis auf die humane Mystik tanzender Derwische zu bagatellisieren. Im Westen sind wir freilich in keiner Weise vorbereitet gewesen auf diese sakrale Mobilisie-

rung, ja militante Religiosität, wie sie die fundamentalistischen Islamisten praktizieren. Längst daran gewöhnt, Religion als kommodos Wahlfach aufzufassen, stehen wir diesem sakral-militanten Existentialismus fassungslos gegenüber. Wir antworten mit Abgrenzung und betreiben offen oder insgeheim die Ghettoisierung der Muslime, die man – der Einfachheit halber – unterschiedslos zu Fundamentalisten und potentiellen Terroristen erklärt.

Wo vermittelt man wie? Zunächst doch wohl an den Rändern der Kulturen, in den gemeinsamen Problemzonen, dort, wo die Kulturen flimmern. Vermitteln bedeutet primär: Auf das andere einstimmen – aber auch: eben dies vom anderen zu verlangen. Wir müssen immer wieder von neuem lernen, uns gegenseitig zuzumuten. Das kann nicht wertfrei geschehen; doch sollte die Vermittlung dazu beitragen, die Ursachen für das andere der jeweiligen Werte freizulegen.

Wir haben durchaus das Recht, den Islam zu fragen, weshalb er sich seit dem 16. Jahrhundert immer bewusster vom Westen abgekoppelt, den technisch-sozialen Innovationsprozess dem Okzident überlassen und sich schliesslich von der europäischen Aufklärung ausgeschlossen hat. Wir sollten *uns* vom Islam fragen lassen, weshalb unsere Aufklärung in zynische Abgeklärtheit gemündet ist und weshalb das jahrhundertlang blindwütig und zugleich systematisch kolonisierende Europa nicht zu dem verheerenden Flurschaden steht, den es gerade auch in den arabischen Regionen hinterlassen hat.

Am Ende dieses Jahrhunderts befinden wir uns in einer Phase konvergierender Kulturen und gleichzeitig in einer Welt, in der die Kulturen eine neue Selbstbezogenheit entwickeln, weil sie sich zum Teil erst nach 1989 wieder selbst zu finden gelernt haben. Oder handelt es sich bei diesem Konvergieren nur um eine technische Simulation vermittelt Satellitenprogramms, letztlich also um eine Fiktion? Was ist davon zu halten, wenn private Programmanbieter, fundamentalistisch gesonnene Finanziere aus diversen arabischen Staaten Sendungen für die muslimischen Bevölkerungsteile in Westeuropa ausstrahlen, die den Hass auf den Westen predigen? Wie reagieren wir, wenn ein britischer Medientycoon neuerdings Südostasien zu seinem

.....

Im Westen
sind wir in
keiner Weise
vorbereitet
gewesen auf
die funda-
mentalistischen
Islamisten.

.....

neuen «Aktionsfeld» erklärt hat, um dort Tag und Nacht die Trommeln für den Neothatcherismus zu rühren? Ist das Konvergenz der Kulturen oder Medienkolonialismus?

**«Wealth of Nations» und
«Nathan der Weise»**

Angesichts der Vermischung von Provinzialismus, neuem Nationalpathos und weltweit real existierender Technokratie zu einem «internationalen Nationalismus», der ein Gefahrenpotential darstellt, das jenem des kalten Krieges in nichts nachsteht, angesichts dieses unkalkulierbaren Amalgams bedeutet «Kultur» freilich nicht nur Vermittlung, sondern auch Entlarvung neoideologischer Positionen. Die Frage mag berechtigt sein, ob es zu einer fortschreitenden Verwestlichung des europäischen Ostens oder, eher langfristig, zu einer Veröstlichung des Westens kommt. Doch fragt es sich in erster Linie, was wir mit diesen Begriffen verbinden. Im «Westen» stellt sich das Problem, wie wir es mit unserem ureigensten Ergebnis der Aufklärung, mit dem Liberalismus, halten. Paradoxaer Weise zerfällt er gegenwärtig in parteipolitische Form allerorts, obgleich er ideologiegeschichtlich im Jahr der welt-historischen Wende lauthals zum Sieger, ja, laut *Fukuyama*, zum Erfüller der Weltgeschichte erklärt worden ist. Wohlge-merkt: der Wirtschaftsliberalismus. Das Freiheitliche hat sich auf den freien Markt reduziert, auf seine funktionale Seite, auf Kosten seiner ideell-politischen Werte, der Menschenrechte und der Toleranz. Der Liberale gibt sich primär als *homo oeconomicus*, aber als *homo ludens* nur insofern, als er sich mit dem *freien Spiel* des Marktes begnügt. Die geistige Selbstentwertung des Liberalismus in der Stunde seines grössten geschichtlichen Triumphes ist eine ironische Pointe, die er sich besser nicht geleistet hätte. (Es sollte im übrigen zu denken geben, dass ausgerechnet das Mutterland des *Adam Smith'schen homo oeconomicus* bis heute als einziges westliches Land seinem Staatsvolk eine verfassungsrechtlich verankerte, überfällige Neufassung der Bill of Rights verweigert.)

Nach der Umwendung aller Werte scheint es dringend geboten, dass wir uns selbst ein erneuert wertorientiertes Frei-

heitsverständnis vermitteln. Nicht: Entweder Adam Smith oder *Gotthold Ephraim Lessing*, sondern: Sowohl massvoller «Wealth of Nations» als auch «Nathan der Weise». Liberalismus heute, das bedeutet, daran zu arbeiten, dass individuelle Freiheit als soziale Verpflichtung angesehen wird, um so das Niveau der Zivilität in der Gesellschaft zu heben. Toleranz darf nicht mehr mit Gleichgültigkeit und werteblin-dem *Laissez-faire* verwechselt werden. Freiheitlichkeit meint nicht die «blosse Vorstellung von mir selbst als einem absolut freien Wesen», wie das der deutsche Idealismus formuliert hatte, sondern ein Frei-Werden von übersteigerten Erwartungshaltungen, Frei-Werden von Vorurteilen und Fetischen, von skurrilen Mythisierungen und konsumorientierter Eindimensionalität.

Richard Wagners Gesamtkunstwerk

Wo stehen wir? Am Eingang zu einer neuen, durch die Mediokratie verschuldeten Unmündigkeit? Im Bodenlosen eines entwurzelten Selbstverständnisses, umgeben von permanenten Revolutionen im Bereich von Chip- und Gen-Technologie, deren Beben wir nicht einmal mehr wahrnehmen können, weil sie sich in der Regel jenseits unseres Erfahrungsbereiches abspielen und dennoch von kaum übersehbaren Konsequenzen für uns sind.

Wir halten uns gerne am Ende dieses Jahrhunderts für Jetsetter, befinden uns aber bewusstseinsmässig eher in einem Stocherkahn; denn ob wir wollen oder nicht: Wir sitzen fest in den blutig-trüben Gewässern dieses Jahrhunderts. Wie sollen wir loskommen von seinen unsäglichen Verbrechen, seinen mass- und trostlosen Widersprüchen, die auf keinen Begriff zu bringen sind? Kultur, Kritik, Vermittlung – auf der Schwelle zur Jahrtausendwende, ohnehin ein zu grosses Wort, sie scheinen vor allem auch damit zu tun zu haben, was wir tradieren können ins nächste Jahrhundert.

Nach Kräften wickeln wir ab und entsorgen, topfen um oder vertagen uns. Was können wir vermitteln über die magische Jahres- und Jahrtausendzahl hinaus? Das gebrochene Verhältnis zum Fortschritt, die Zweifel und die Skepsis an den menschlichen Errungenschaften und Erklärungs-

.....

Liberalismus
bedeutet indivi-
duelle Freiheit
als soziale
Verpflichtung, um
so das Niveau
der Zivilität in
der Gesellschaft
zu heben.

.....

mustern, das Wissen um die Dämonie des Ideologischen?

Oder wird eine neue Phase der heuchlerischen Unbefangenheit anbrechen? Werden wir bald so tun, als gäbe es die Abgründe des Gestern nicht mehr?

Nehmen wir sie mit uns, die kafkaeske Angst und Anonymität oder eher den letzten glaubhaften Imperativ, den die Literatur der Spätzeit zuwege gebracht hat: die Aufforderung zum *Durchbruch*, der *Thomas Manns* deutscher Tonsetzer, *Adrian Leverkühn*, entsprechen wollte, ein Durchbruch in der Kunst und durch die Kunst – hin zu einer «neuen» Humanität?

Was weist hinüber in die andere Zeit? *Bergs* Violinkonzert oder die *Rolling Stones* im *Playback*-Verfahren? Der Genozid oder *Hitler* und *Stalin* auf *Heiner Müllers* Bühne?

Ende des 19. Jahrhunderts liess sich ohne Mühe angeben, was das zentrale ästhetische Ereignis gewesen war, das dann auch weit über die Jahrhundertwende hinausreichen sollte: Das Gesamtkunstwerk *Richard Wagners*. In ihm fand zusammen, was bis dahin Epoche gemacht hatte: musikalisch, stofflich und gestalterisch. Im Gesamtkunstwerk hatte das 19. Jahrhundert seinen Spiegel erhalten; denn es zeigte buchstäblich alles: Die Säkularisierung der Religion, die verführerisch-gefährliche Schönheit des Verfalls, die gesellschaftlich-zivilisatorischen Widersprüche, die bei Wagner als Dissonanzen zum Klingen gebracht wurden, die utopischen Entwürfe, die im Erlösungsmotiv weiterschlangen. Davon hat sie gezehrt, die Kunst des 20. Jahrhunderts, vom Film bis zur Ausstellungskunst *Harald Szeemanns*, von *Richard Strauss* bis *Joseph Beuys*.

Am Ende des 20. Jahrhunderts begnügen wir uns mit Spiegelscherben, mit Bruchstücken, ganz ohne «Konfession». Noch immer haben wir den Geschmack von Worten im Mund, die wie «*modrige Pilze*» zerfallen sind, ganz so, wie es zu Beginn dieses Säkulums *Hofmannsthals* Lord Chandos empfunden hat. Denn welcher Begriff bezeichnete noch einen Inhalt, der im Laufe der letzten zehn Jahrzehnte nicht mehrfach korrumpiert worden wäre?

Aufschlussreich war eine jüngste Umfrage unter Wissenschaftlern (August 1995), die das betraf, was man heute mit «Zukunft» verbinde. Die Mehrzahl der Befragten nannten das Wort «Solidarität» – sei es

.....

Ende des
19. Jahrhunderts
liess sich ohne
Mühe angeben,
was das zentrale
ästhetische
Ereignis gewesen
war, das dann
auch weit über
die Jahrhundert-
wende hinaus-
reichen sollte:
Das Gesamt-
kunstwerk
Richard Wagners.

.....

mit den Elendsmigranten und Ausgegrenzten, mit der geschädigten Natur und den Opfern kaltblütiger Rationalisierung. Das deckt sich übrigens mit einem schon Jahre zurückliegenden Befund *Viktor E. Frankls*, der aus der Sicht der Psychiatrie von einer ständig wachsenden Sehnsucht des Menschen – gleich welcher Kultur er zugehöre – nach Solidarität gesprochen hat. Frankl hatte übrigens von der Literatur gefordert, sie solle nicht länger im Gefühl der Absurdität des Daseins verharren, sondern den Übergang vom Nihilismus in humane Solidarität zeigen. Nichts jedoch ist deckungsungleicher als das Sollen und das Können-Wollen in der Kunst.

Die Schleier lüften

Worauf wir nicht alles hoffen: Auf eine «politische Grosstat» im Bereich der Ökologie und der Nord-Süd-Problematik, auf eine neue, weniger zynische Vernunft, eben auf irgendetwas «Neues», Unverhofftes. Anders aber als zu Anfang dieses Jahrhunderts – und das gibt zu vorsichtigem Optimismus Anlass – scheinen die wenigsten eine neue Führergestalt herbeizusehnen. Man darf hoffen, dass die Mittler gefragter bleiben, die von der Verwandtschaft zwischen dem Schleier der Maja und dem Tschador wissen und diese Schleier zu lüften verstehen im Geiste des Hohenliedes und der Upanishads, der Suren und des «West-östlichen Divans».

Das zwanzigste war auch das bislang monströseste Jahrhundert gewesen; die Menschheit hat in ihm mit ihrer Selbstauslöschung gespielt – im Namen totalitärer Ideologeme, im Namen der Wissenschaft, die das Ende zum Experiment gemacht hat. Fasst man das Panorama dieses Jahrhunderts? Vom Futurismus bis zum Holocaust, von der Russischen Revolution bis Hiroshima, vom Surrealismus bis zur Diktatur der ideologisierten Wirklichkeit. Nie waren brutal durchgesetzte Politiken systematischer, tödlich konsequenter, nie die Auflösung des Ethisch-Moralischen offener als in diesem Jahrhundert. Man schickt sich an, diese Substanzauflösung im Ideellen aufzufangen, teils durch eine Renaissance des Religiösen, teils durch funktionale Vernetzung angeblicher Interessenpolitik. Doch allenthalben fällt das Pseudohafte, Künstliche solcher Versuche

ins Auge. Man kritisiert die Postmoderne und ihren Versatzstückcharakter und er tappt sich immer wieder selbst dabei, wie man fragmentarisiert, parodiert, gaukelt, um sich wenigstens etwas Überblick vorzutauschen. Der Ismen überdrüssig, verlangt es uns doch nach Orientierung; der politischen Utopien müde, kommen wir doch nicht aus ohne Phantasien, von denen wir hoffen, dass sie sich in wirkliche Perspektiven verwandeln mögen.

Die rationale Seite des Vermittelns meint, das Eigene durch das Andere neu kennenzulernen und das Andere in seiner Andersartigkeit zu schätzen. Der vernunftbegabte Vermittler darf an diesem Punkt freilich nicht stehenbleiben, sondern wird gemeinsame Aufgaben und Verantwortlichkeiten zu ermitteln suchen, in der Hoffnung, dass sich auf diese Weise verwandte Interessen bilden werden. *Kultur* bedeutet in diesem rationalen Sinne, das Vermittelte wachsen zu lassen, damit das Eigene und das Andere freie Foren des Miteinander vorfinden können. Dieses Wachsen des Vermittelten hängt wesentlich auch vom sprachlichen Umgang mit dem anderen ab, von dessen ethischer und ästhetischer Qualität. Kultur ist nach diesem Verständnis und mit *Hölderlin* gesagt, «*Pflege des Buchstabs*», sei er arabisch oder kyrillisch, ist die Sorge um das Niveau der Reflexion und das beständige Fragen nach dem, was sich in welcher Art und aus welchen Gründen tradiert.

Daneben existiert freilich auch eine andere Dimension der Vermittlung: die intuitive, sensorische, die das Traumgeborne als Kulturwert auffasst. Sie betrifft jenes verborgene Umland des Menschlichen, auf dem Sehnsüchte wachsen und Ängste. Gemeint sind damit keine vagen Zukunftsängste, keine Ängste, die als Entschuldigung für mangelnde Zivilcourage erhalten müssen, sondern die Angst des Menschen vor sich selbst, vor seinen eigenen Möglichkeiten. Kulturstiftend ist tatsächlich jene bewusstseinsfördernde Kritik, welche die Angst des Menschen vor dem doppeldeutig «Ungeheuren», zu dem er fähig ist, wachhält. Eine Angst, die in den «*leeren Städten und verlassenenen Katen*» haust, in den «*goldenen Schiffen ohne Matrosen*», von denen Apollinaires Zauberer Merlin gesprochen hatte. Angst davor, entdecken zu müssen, *warum* diese Städte

Alban Berg: Analyse-
skizze für die Oper
Lulu (1934). Basel,
Paul-Sacher-Stiftung.



.....

*Kultur bedeutet,
das Vermittelte
wachsen zu
lassen, damit
das Eigene und
das Andere freie
Foren des
Miteinander vor-
finden können.*

.....

Christoph Ransmayr:
Morbus Kitahara,
S. Fischer, Frankfurt
am Main 1995.

und Katen und Prunkschiffe «*leer*» sind, welche «*ungeheuere Tat*» diese Verlassenheit bewirkt hat. Die Antwort darauf bleibt eminent politisch; aber sie beginnt, auch mythische Dimensionen zu gewinnen. *Mythisch* bedeutet dabei nicht, dass die Verwüstungen, die verbrecherische Ideologen und Regime in diesem Jahrhundert angerichtet haben, entrückt würden. *Mythisch* meint, dass die Wirkung solcher Zerstörung erhalten bleibt, aufgehoben wie in der Orestie. Zerstörung und Wiederaufbau, Selbstvernichtung nach hybrischer Selbstüberhebung, es scheint, als habe dieses Jahrhundert alles darangesetzt, die diesbetreffend einschlägigen griechischen Mythen noch zu überbieten. Überall war Troja, war blutender Mythos, war mythische Wirklichkeit. In unzähligen Kriegen selbst nach 1945 hat sich die grausige Realität dieses Mythos weiter vervielfacht. Durch die Literarisierung dieser Wirklichkeit, von *O'Neill* bis *Sartre* und jüngst *Christoph Ransmayr*, etwa in seinem Roman «*Morbus Kitahara*», wird dieses Grauen zur Abschreckung wachgehalten. Auch das ist Kulturvermittlung: der Vergleich der Ruinen, die Beschreibung, wie diese oder jene Kultur mit ihnen umgegangen ist. *Heiner Müller* hat daran erinnert, dass das Theater, die Kultur die Aufgabe habe, die Toten wieder und wieder zu bestatten. Mehr, als wir wahrhaben wollen, wird von der Art abhängen, in der wir dieser Aufgabe gerecht zu werden versuchen. Der Schatten der Vergangenheit bleibt die Flagge, unter der wir zu segeln haben, ob dereinst wirklich zu neuen Ufern oder, wie bisher, weiter eher im Kreis. ♦